

LITERARISCHE ENTDECKUNG

Das Schweigen redet mit

Die bedächtige Sprache des Oberösterreichers Reinhard Kaiser-Mühlecker stemmt sich gegen die überdrehte Pop-Literatur. Deshalb wird er überdauern.

■ VON MICHAELA SCHMITZ

Martin Walser, Peter Handke, Wolfgang Hermann und Büchner-Preisträger Arnold Stadler zählen zu seinen Entdeckern und Förderern. Schon mit seinem im letzten Jahr erschienenen Debütroman „Der lange Gang über die Stationen“ machte der junge österreichische Autor das Feuilleton auf sich aufmerksam. Jetzt wurde der 27-jährige Reinhard Kaiser-Mühlecker für seinen „kritischen Heimatroman“ mit dem Buchpreis 2009 der Arbeiterkammer Oberösterreich und des Brucknerhauses Linz ausgezeichnet. Die Jury lobte die „illusionslose, zugleich höchst diskrete Ehegeschichte, die den Alltag der ‚kleinen Leute‘ während der Nachkriegszeit weder romantisch idealisiert noch ideologisch abwertet. Ein eindrucksvoller Roman, vor allem auch seiner stilistischen Eigen-Art wegen.“

EINZELGÄNGER: Reinhard Kaiser-Mühlecker, Jahrgang 1982, zieht die abgeschiedene Landschaft dem Trubel literarischer Betriebsfeste vor.
Foto: Jürgen Bauer

Ein Berg als Pilgerort

Der vielversprechende Nachwuchsautor bekennt sich zu seinem Einzelgängertum. Er sei ein Stubenhocker, der die Einsamkeit liebe, sagt er selbst von sich. Vielleicht rührt daher sein charakteristischer Erzählstil, der an Adalbert Stifter geschult wurde. Ein für einen so jungen Autoren ungewöhnlich bedächtiges Schreiben, das, ähnlich wie bei Stifter, die Zeit zu verlangsamten und zugleich zu verdichten scheint.

Kaiser-Mühlecker hat nun seinen zweiten Roman veröffentlicht. „Magdalenaberg“ spielt in der Region, in der der jetzt in Wien lebende Autor aufgewachsen ist. Es ist eine Geschichte vom Stehenbleiben und Vorwärtskommen menschlicher Existenzen, und es ist eine großartige Reflexion über die Zeit. Denn: Vielleicht sind gar nicht wir es, die wir uns durch die Zeit bewegen, sondern es ist die Gegenwart, die an uns vorbeizieht und schneller zu Vergangenheit wird, als ein Wassertropfen zu Boden fallen kann.

Mit geschlossenen Augen hört Joseph auf das Fallen des Tropfens aus dem Schlauchstutzen neben dem Grab seines Bruders Wilhelm. Das Spiel, genau in dem Moment aufzusehen, in dem der Tropfen zu Boden fällt, gelingt irgendwann. Wie aus der Zeit gefallen scheint der Friedhof auf jenem Magdalenaberg, unweit des elterlichen Hofes in Pettenberg.

Der Wallfahrtsort ist Josephs erster Berg, eigentlich nur ein Hügel. Schon als Kind liebt

er es, die nackten Füße an der Friedhofsmauer reibend, dort oben zu sitzen und in die Ebene hinauszublicken. Unvergesslich für ihn bis heute: das Gefühl der Mauer auf der Haut, das Schauen und „Einswerden mit etwas, das nicht nur ich war“. Kaum eine Erinnerung existiert dagegen an seinen Bruder, der hier begraben liegt.

Ein Jahr ist seit Wilhelms Unfalltod vergangen, als Joseph in der Anfangssequenz des Romans auf dem Friedhof hört, wie hinter ihm das, seit er denken kann, offene gusseiserne Tor geschlossen wird. Drei Jahre ist das Begräbnis her, als man Joseph in der Schlusssequenz des Romans von außen durch das geschlossene schwarze Tor eintreten sieht, das seit jeher offengestanden hat, wie er erneut betont. Es ist, als sei die Zeit eingefroren und die Person Josephs habe sich verdoppelt.

Tatsächlich ist die erzählte Zeit für Joseph von außen betrachtet eine Zeit absoluten Stillstands. In seinem Hallstätter Haus will er mit einer Arbeit über den Beruf des Instrumentenbauers sein Geschichtsstudium abschließen. Aber das Quartheft liegt zwei Jahre lang unbeschrieben auf dem Tisch, während Joseph die meiste Zeit über aus dem Fenster schaut und nachdenkt oder in den leeren Seiten blättert.

Nur selten kommt Thomas zu Besuch. Der Schulfreund stellt ihm eines Tages Katharina vor. Sie verschwindet, kommt wieder und bleibt. Zwei Jahre lang sind sie zusammen, bis sie ihm erzählt: Thomas und sie waren schon ein Paar, bevor sie sich kennenlernten. Daraufhin fährt sie fort und kehrt nie mehr wieder. Katharina ist es auch, die ihm die Frage stellt: warum er nur herumhocke, nichts hineinschreibe in sein Heft und seinen Bruder einfach verschwinden lasse? Joseph schweigt, lässt sie gehen und sinniert darüber nach, was er ihr hätte sagen wollen: Dass er ministrieren gegangen sei wie alle Jungen im Dorf. Wilhelm dagegen habe nie dazugehören wollen. Sein Bruder sei nicht, wie er, mit den anderen Ministranten auf dem Fahrrad zur Frühmesse gefahren – bis zu jenem Tag der Demütigung durch „den Langen“ im Maisfeld. Dass er sich im Gegensatz zu seinem Bruder seit je herausgesehen habe aus Pettenbach. Dass Wilhelm dort ausgeharrt habe, bis er für immer weggegangen sei, um dann nie mehr heimzukehren. Er selbst aber sei immer wieder nach Hause gekommen.

Manchmal scheine dem Protagonisten sogar, er sei nie weg gewesen – vom Hof, vom Magdalenaberg, dem Wald und dem Fluss, der für ihn wahr und ewig gewesen sei und ihn durch seine ganze Jugend getragen habe. Dass es ihm vorkomme, als habe Wilhelm in einer anderen Zeit gelebt. Nicht von dieser Welt wie Wilhelms Wohnung über den Dächern von Wien, in der etwas Weißes in ihn geströmt sei, als er ihn dort zur gemeinsamen Reise in die italienische „weiße Stadt“ Reggio di Calabria abgeholt habe. Eine Reise, die in Wirklichkeit nie stattgefunden hat. Eines Tages habe Wilhelm schließlich beschlossen, es sei besser zu schweigen, „als probte er für eine kleine Zeit die viel größere stumme Zeit im Irgendwann“, als sei er einverstanden mit seinem Tod.

Im Rückblick erscheint Joseph der Dialog in diesem nicht autobiografischen Roman mit dem Bruder wie ein Selbstgespräch und Wilhelms Tod greift nur seinem eigenen Ende vor. „Zehn Jahre, und nichts, nichts, nichts bleibt“, hämmert es ihm im Kopf. Und jetzt? fragt Joseph auch Katharina am Schluss ihrer Beziehung. Nichts komme jetzt, antwortet sie. „Wenn etwas aus ist, kommt nichts mehr.“ Das, entgegnet Joseph, könne er sich aber nicht vorstellen. Also kehrt Joseph wieder einmal zurück nach Pettenberg, wo es ist, wie es immer gewesen war; auf den Magdalenaberg, wo die Zeit stehengeblieben zu sein scheint. Und doch: Es ist, als habe sich etwas verwandelt, als habe sich sein Leben verdoppelt in der Einsicht, dass nicht wir es sind, die sich durch die Zeit bewegen, sondern das Leben sich durch uns hindurchbewegt. Kaiser-Mühleckers „Magdalenaberg“ ist ein beeindruckender Entwicklungsroman über einen, der stehenbleibt, um vorwärtszukommen.

Innerer Monolog der Natur

Mit ausharrendem Nachdenken will Joseph etwas erfahren über das, was verloren geht,

und das, was bleibt. Das Besondere an Kaiser-Mühleckers Geschichte ist das unzeitgemäße Zeitmaß seines Erzählens, die osmotische Vertrautheit des Erzählers mit Natur und Landschaft und seine eremitenhafte Absonderung allen Menschen gegenüber. Sein Erzählen ist ein kunstvoll behäbiges Reden, das auf einer Langsamkeit beharrt, die herausfordert. In seinem Roman durchbricht Schweigen das Reden, wird Gedankenleere zum Bestandteil des inneren Monologs und Vorwärtsgehen zu Bewegung im Stillstand. Jeder Satz weist über sich selbst hinaus. Meisterhaft ist das konstruiert.

Das macht „Magdalenaberg“ zu einem besonderen Buch. Spätestens nach dieser zweiten Veröffentlichung werden nicht nur die berühmten Förderer Kaiser-Mühleckers weitere Entwicklung mit großer Aufmerksamkeit verfolgen. Auch der Leser darf gespannt sein auf seinen nächstes Buch.

■ Reinhard Kaiser-Mühlecker: Magdalenaberg. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2009. 224 Seiten, 20 Euro.

© Rheinischer Merkur Nr. 42, 15.10.2009